



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Der Zauberer von Rom.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Zauberer von Rom.

Die neun Bände sind nun abgeschlossen, und die Leser der Grenzboten würden unzufrieden sein, wenn über den Gesamteindruck des Romans hier nicht ein Bericht abgestattet würde. Man erwarte aber nicht eine Erzählung des Inhalts; sie wäre geradezu unmöglich. Die unendlich vielen Figuren, die trotz der Verschiedenheit ihres Costüms einander zum Theil bis zum Berwechseln ähnlich sehen, die unzähligen Begebenheiten, von denen eine die andere drängt und verwirrt, die ohne Zusammenhang in einander verlaufen, deren Fäden der Verfasser alle Augenblicke fallen läßt ohne sie wieder aufzunehmen, diese beständigen unmotivirten und resultatlosen Wandlungen der Charaktere, Ueberzeugungen und Situationen, das Alles hinterläßt in der Phantasie und dem Gedächtniß ein so wüstes und chaotisches Bild, daß es dem geübtesten Criminalisten, der an die verwickeltesten Rechtsfälle gewöhnt ist, unmöglich fallen würde, darüber zu berichten.

Desto bestimmter ist der Eindruck, den das Ganze macht. Ueber die widerlichen Dinge, welche der erste Band enthält, ist bereits das Nöthige gesagt worden. Es fehlt auch in den folgenden Bänden nicht daran, doch treten sie bei weitem zurück, und man empfängt eher den Eindruck eintöniger, gleichgültiger, zweckloser Erfindungen, als daß man mit einer gewissen Neugier auf eine Ueberbietung der Häßlichkeit durch die andere die Aufmerksamkeit spannte. Mit einem Wort, wenn der erste Band uns durch seinen Inhalt abstößt, aber doch ein gewisses Interesse erweckt, so sind die folgenden überwiegend langweilig.

Dennoch möchte ich, wenn ich den „Zauberer von Rom“ mit den „Rittern vom Geist“ vergleiche, im Ganzen dem erstern den Vorzug geben. Als Kunstwerk betrachtet, ist er werthlos, aber es sind Studien darin, die zu einem interessanten Gemälde hätten verwerthet werden können, wenn der Verfasser diese Details zu beherrschen und sie einem künstlerischen Plan unterzuordnen verstanden hätte.

Das Vorbild, welches Gutzkow bewußt oder unbewußt bei beiden Romanen vorgeleuchtet hat, ist Eugen Sue: die „Mysterien von Paris“, der „Ewige Grenzboten IV. 1861.

Jude“, die „Memoiren eines Kammerdieners.“ Wie der französische Dichter, hat auch Gutzkow eine breite Masse von einzelnen Erfindungen zusammengestellt, die nicht durch ihre innere Beziehung auf einander, sondern durch einen ideellen Rahmen sowie durch eine durchgehende lyrische Grundstimmung zusammengehalten werden.

Dieser Rahmen war bei den „Rittern vom Geist“, die deutsche Reaction des Jahres 1850, die lyrische Grundstimmung das dieser Reaction gegenübertretende Gefühl, daß in irgend einer unbestimmten Zukunft Alles anders und besser werden müsse. Wenn man den Roman heute noch läse, so würde man wol allgemein ein Satire gegen die Demokratie darin finden; denn diejenigen politischen Zustände, welche der Verfasser selbst als schlecht und unhaltbar empfindet, werden nur oberhin skizzirt, und die Figuren, welche ihnen als Träger dienen, wie der Justizrath Schlurf u. s. w., gehören keiner bestimmten Zeit an; man findet sie in den Komödien und Romanen des vorigen Jahrhunderts wie heute. Dagegen sind die Ritter vom Geist, die Männer der Zukunft, aus deren geheimem Zusammenwirken ein besserer Zustand für Deutschland hervorgehen soll, mit allen ihren Gedanken und Empfindungen sehr ausführlich dargestellt, und der unbefangene Leser empfängt den Eindruck, daß nicht in ihren Gegnern, sondern in ihnen die Krankheit der Zeit sich offenbart. Denn sie gehn nicht etwa von einem bestimmten, sachgemäßen Willen, von einer politischen Ueberzeugung aus; sie suchen nur ihre eigenen subjectiven Stimmungen gegenseitig zu steigern und sich dadurch über die Menge zu erheben. Der Bund, den sie schließen, ist nicht eine Parteibildung zur Anbahnung und Durchführung politischer Reformen, sondern eine Coterie schöner Geister, sich gegenseitig zu hegen und zu fördern. Dieser Referendarius, der an der Spitze steht, diese Maler, Belletristen, Berliner Proletarier u. s. w., die unter sich durch Nichts zusammenhängen, als durch das Bewußtsein großer Velleitäten, sind den bestehenden Zuständen gegenüber, so schlecht sie auch sein mögen, entschieden im Unrecht, denn es sind durchweg Weichlinge, deren Kopf und Herz mit jeder volltönenden Phrase durchgeht, und die weder eines starken Willens noch eines bestimmten Urtheils fähig sind, weil sie in ihrer Zerstretheit keinen Gedanken rein ausdenken, in ihrer Empfindsamkeit kein Gefühl voll ausströmen, in der ausschließlichen Beschäftigung mit der eigenen Seelenstimmung keiner Sache eine eingehende Aufmerksamkeit und eine concentrirte Willensthätigkeit widmen können.

Betrachtet man die Darstellung bloß als Contersey der Zeit, so liegt eine gewisse Wahrheit darin. Solche Individuen gab es damals in hinreichender Anzahl, und da die Zeit mehr für Phrasen und für Rhetorik gemacht war als für eine kräftige That, so spielten sie eine nicht unerhebliche Rolle. Ver-
rauscht von ihrer eigenen Stimmung und von der Stimmung der sie umge-

benden Menge, ließen sie ihre Reden über den allgemeinen Völkerfrühling und über die höhere Zukunft der Menschheit lebhaft ausklingen, und freuten sich, wenn das Publicum ihnen lauten Beifall rief. Ging dann der Beifall in gefegwidrige Thätigkeit über, so überkam sie wieder die Besonnenheit, und sie sahen ein, daß sie für ihre Ideen, für welche das Jahrhundert noch nicht ganz reif sei, besser aus der Ferne wirken könnten, wohin sie sich denn auch zurückzogen. Wer das Tagebuch Ludwig Simons gelesen hat, wird zugeben müssen, daß die „Ritter vom Geist“ keine leere Erfindung waren.

Das Eigenthümliche an der Sache lag nur darin, daß die Schilderung von einem Thresaleichen herrührte, daß sie von Bewunderung und Mitgefühl getränkt war. Trotz der seltsam unbewußten Ironie, daß die Ritter vom Geist selbst durch einen aus ihrer Mitte, der zur Regierung kam, auf die unverantwortlichste Weise maltreatirt wurden, und daß von jedem von ihnen, sobald er in eine ähnliche Lage gestellt wurde, das Nämliche zu erwarten stand, wurde doch dies geistreiche, schönrednerische Ritterthum als der Kern der Zukunft gefeiert. Die lebhafteste Befriedigung, welche die Gleichgesinnten empfinden mußten, wenn sie ihr Portrait in einem solchen Verschönerungsspiegel fanden, läßt sich leicht ermessen.

Von dem großen Kampf, welcher allen Wirren unserer Zeit zum Grunde liegt, von dem Kampf der bürgerlichen gegen die adlige Gesinnung, war in dem ganzen Buch keine Rede. Das Bürgerthum, mit seiner soliden, sicher vorwärts schreitenden Arbeit, das unaufhaltsam in die Lücken des alten, immer morscher werdenden Staatslebens eindringt, das nicht bloß nach jedem Sieg, sondern nach jeder Niederlage einen Fuß breit Landes weiter gewinnt, und darum mit Nothwendigkeit das Werk der Geschichte vollführt, hatte keinen Vertreter gefunden; wo es erwähnt wurde, geschah es mit Achselzucken, wie man es von „Rittern“ voraussetzen durfte, denen es neben dem Geist und der Beredsamkeit auch auf lackirte Stiefeln und parfümirte Visitenkarten ankam.

Wenn Guglow diesen Roman aus seinen eigenen Empfindungen heraus schreiben konnte, ohne sich um die wirklichen Zustände viel zu kümmern, so stellte er sich bei seinem nächsten Werke die für sein Talent ungleich günstigere Aufgabe, sich in einen ihm fremden Stoff zu vertiefen, und basirte das Interesse desselben auf massenhafte Beobachtung des Details. Der „Zauberer von Rom“ ist der Papst, und der Zweck dieser neun starken Bände ein Gesamtbild der katholischen Kirche in Deutschland und Italien von den Kölner Wirren an bis auf unsere Zeit. Guglow läßt die Geschichte, die nur durch die verschiedenen Persönlichkeiten zusammenhängt, in allen möglichen Theilen des westlichen und südlichen Deutschlands spielen, und bemüht sich überall, die Personen und Sachen so zu charakterisiren, wie sie ihm seine Reisen gezeigt haben. Was an dem Buch zu loben ist, bezieht sich lediglich auf dies reali-

stische Talent. Für kleine Schwächen der Eigenliebe, der Kofetterie u. s. w. zeigt Gukow schon in seinen früheren Schriften ein scharfes Auge; er hätte es noch bedeutend schärfen können, wenn er es nicht durch gefährliche und verkehrt geschliffene Gläser, d. h. durch Phrasen, durch schwungvolle, aber nichts-sagende Redensarten verdorben hätte.

Es kam ihm aber nicht bloß darauf an, was er vom katholischen Leben gesehen, dem protestantischen Publicum, welches keine Gelegenheit dazu hatte, mitzutheilen, sondern er wollte zugleich die historische Bedeutung der katholischen Kirche tiefer begründen, und durch eine Art von Inspiration das Problem lösen, an dem schon so viele Jahrhunderte gearbeitet haben.

Das Erscheinen der letzten Bände verzögerte sich sehr lange, und der Gedanke lag nahe, daß der Dichter diese Inspiration von den Begebenheiten erwartete. Seit dem italienischen Krieg schien eine ungeheurere Katastrophe des Papstthums unvermeidlich, und die nationale Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Italien schien nur durch eine gänzliche Umgestaltung der Hierarchie möglich zu sein. Der Einzug Victor Emanuels oder Garibaldi's in Rom wäre ein kräftiger historischer Schluß für einen Roman gewesen, der mit Lucinde, Klingsohr und ähnlichem Lumpengesindel begann.

Allein die Geschichte war nicht so gefällig, dem Wunsch des Dichters in die Hände zu arbeiten: die römische Frage wurde fortwährend vertagt, und der Roman mußte doch endlich zum Schluß kommen. Gukow läßt also auf den jetzt regierenden Papst noch mehrere andere folgen, dann aber besteigt der heilige Bonaventura den Thron; gewählt unter den Acclamationen und mit Hilfe der Drohungen des römischen Pöbels, gestützt von Garibaldi oder einem ähnlichen Dictator, der mit gezücktem Schwert das Heiligthum bewacht.

Bis dahin hatte der Dichter freies Spiel. Zwar ist nicht viel Chance dafür vorhanden, daß zu irgend einer Zeit die Wahl des Conclave auf einen Heiligen fallen wird, der neben seiner Heiligkeit auch ein arger Keger ist; allein da dies Ereigniß in eine Zeit verlegt wird, welche sich vorläufig der Controle des Publicums entzieht, so darf man mit dieser Erfindung nicht rechten. Es sei: ein Heiliger wird Papst, ein Heiliger, der zugleich äußerst aufgeklärte Grundsätze hat. Aber nun folgt die Phantasie, die an der Phrase geschult ist: dieser Heilige proclamirt die Aufhebung der bisherigen Hierarchie und die Einberufung eines allgemeinen Concils, und damit ist die römische Frage erledigt.

Es genügt doch noch nicht, wenn man die katholische Kirche in ihrer Machtfülle und in ihren Verwirrungen charakterisiren will, die Studien an Kölner, Wiener und römischen Physiognomien gemacht zu haben. Wenn man durch die wohlwollende Gesinnung irgend eines heiligen Mannes, er stehe auf der höchsten Spitze, eine Nacht erschüttern zu können glaubt, die auf den

seltsamen Gegensätzen der ganzen europäischen Politik beruht, so zeigt das nur, daß die Bildung des historischen Sinns noch viel zu wünschen übrig läßt. Rom kann heute durch Rom ebensowenig reformirt werden, als zu den Zeiten Luthers; der Fels, auf dem die Kirche gebaut ist, kann unter dem äußeren Stoß zusammenbrechen, er kann sich aber nicht umwandeln. Glücklicherweise sind andere Kräfte vorhanden, welche das Werk unternehmen werden; wie vor drei Jahrhunderten die deutschen Stämme sich lösrissen, so sind jetzt die romanischen Nationen im Begriff sich auf eigene Füße zu stellen.

Man thäte indessen dem Dichter einerseits zu viel Ehre an, andererseits bürdete man ihm eine zu große Verantwortung auf, wenn man annähme, dieser letzte Schlusseffect sei das nothwendige Resultat der vorhergehenden Erzählung. Er ist vielmehr im eigentlichsten Sinne des Wortes angeklebt und verhält sich zum Inhalt des Vorigen ungefähr wie ein Ballet, das man zur Abwechslung auf ein Trauerspiel folgen läßt. Wenn man aus den 8 ersten Bänden irgend einen bestimmten Eindruck empfängt (was freilich bei Gukow immer nur bedingt der Fall ist), so ist es der, daß die Zustände der katholischen Kirche vollständig in Fäulniß übergegangen sind und nicht die mindeste Hoffnung geben.

In den „Rittern vom Geist“ hatte Gukow die Massenhaftigkeit der Episoden dadurch zusammengehalten, daß er eine bestimmte Intrigue in den Mittelpunkt stellte, sie scharf markirte und dem Leser beständig wieder in Erinnerung brachte. Diese Intrigue eignete sich auch darum zu ihrem Zweck, weil sie mit dem Kern der Frage eng zusammenhängt; um Europa zu reformiren, brauchen die Ritter vom Geist sehr viel Geld, und dieses Geld soll durch einen verwickelten Erbschaftsproceß gewonnen werden. Genau so hatte es Eugen Sue im „Ewigen Juden“ gemacht, nur daß bei ihm nicht die Liberalen, sondern die Jesuiten die Maschine dirigirten, wozu sie sich in der That mehr eignen.

Ein solcher Mittelpunkt fehlt in dem neuen Roman, der deshalb weitaus mehr aus einander fällt. Die Personen, um welche die Geschichte sich dreht, die im ersten Bande vollständig charakterisirt werden, und die in den mannigfaltigsten Wandlungen von Neuem immer auftreten — Lucinde und Klingbohr — scheinen zu der eigentlichen Tendenz des Romans nicht die geringste Beziehung zu haben; die Breite, in welcher die Erbärmlichkeit und Verworfenheit ihrer Umgebung im ersten Bande geschildert wird, scheint mit der großen Frage, was aus der katholischen Kirche werden solle, nicht das Mindeste zu thun zu haben. Indeß irgend eine Absicht muß doch dabei gewesen sein, und wir wollen versuchen, sie zu entdecken.

Es scheint, als ob Gukow den Einfluß habe untersuchen wollen, den die Kirche auf das Gemüth als solches ausübt. Er wollte zeigen, wie be-

schaffen das Gemüth sein müsse, um ihren Schlingen zu erliegen, welche Veränderungen es dadurch erleidet u. s. w. Darum wählte er zum Mittelpunkt der Handlung nicht wirkliche Katholiken, sondern zwei Renegaten.

Die Kirche kann sich nicht sehr geschmeichelt fühlen durch die Erwerbungen, welche der Dichter sie machen läßt. Lucinde ist eine geborne Dirne, die freilich nach der Versicherung des Dichters, der es doch am besten wissen muß, bis an's Ende ihres Lebens Jungfer bleibt, ungefähr in der Art, wie Voltaire's Pucelle; Klingsohr ist ein hohler, seichter Schönredner, der mit seinen Empfindungen und Gedanken weiblich kokettirt, er ist ein Ritter vom Geist. Der Punkt, auf den eigentlich Alles ankäme, der Moment ihrer Bekehrung wird nicht charakterisirt. Bei Lucinde war es freilich nicht nöthig, denn sie thut es, um Geld zu verdienen; dagegen hätte man bei Klingsohr einige nähere Erläuterungen gewünscht. Verändert wird bei ihnen durch den Uebertritt nichts. Lucinde bleibt die Dirne, die sie war; selbst der Schauplay ihrer Wirksamkeit wird nur wenig anders, und als sie zuletzt ihr höchstes Ziel erreicht, Maitresse eines abgelebten Cardinals zu werden, verliert man sie aus den Augen. Auch Klingsohr bleibt der alte Schönredner, der alte Ritter vom Geist, der alte blasirte Declamator, der durch hochklingende Worte mit einem gewissen Behagen aus seinem hohlen Innern Thränen hervorzupressen sucht; er compromittirt sich fortwährend durch vorlaute Reden, und wird zur Strafe genöthigt in einen immer noch strengeren Orden zu treten; einmal wird er sogar körperlich geächtigt, was dem Leser sehr wohlthut. Aber wozu wir uns eigentlich mit diesen höchst erbärmlichen und höchst uninteressanten Persönlichkeiten in dieser Breite beschäftigen sollen, das ist nicht zu errathen. Daß die Mehrzahl der Renegaten wirklich von der Art sind, läßt sich gar nicht bestreiten, aber um diese unzweifelhafte Wahrheit zu erkennen, hätte man uns doch nicht durch diesen entsetzlichen Schmutz durchheßen dürfen, den wir durchwaten müssen, um sie in ihrem wenig beneidenswerthen Schicksal zu verfolgen.

Ein anderer Ritter vom Geist, ein Zwilling Bruder Dankmar Wildungens, gleichfalls ein Referendarius oder Assessor oder so Etwas, Benno von Affeln, scheint nachher in den Vordergrund treten zu sollen. Auch er erfreut sich einer wunderbaren Unsicherheit über das, was er denkt, was er will, was er empfindet, und wird durch diese Unsicherheit in die zwecklosesten Abenteuer verstrickt. Aber er ist durchaus nichts Neues und wird zu obenhin behandelt. Dabei wird die Aufmerksamkeit fortwährend dadurch verwirrt, daß man sich in jedem Bande eine neue Genealogie einprägen muß: wie in den „Rittern vom Geist“, weiß auch hier fast kein Einziger, wer sein wirklicher Vater ist, und das zerstreut die Aufmerksamkeit zuletzt auf eine ganz unleidliche Weise. Die episodischen Figuren haben zwar eine kirchliche Färbung, aber diese Färbung ist ganz localer Natur; sie könnte als untergeordnetes Moment von

Interesse sein, aber die Charakteristik der Kirche im Großen kann sie nicht erfassen.

Positive Momente des Katholicismus sind nicht geschildert. Der einzige Charakter, der mit wirklicher Vorliebe behandelt zu sein scheint, der künftige Papst, zeigt nichts weniger als eine durchgreifende Willenskraft; er ist ein stiller, wohlmeinender Träumer, ganz dazu geschaffen, in einer einsamen Pfarre über die Mysterien des Glaubens und des Gewissens zu grübeln und mit schönen Seelen zu verkehren. Mit der dreifachen Krone auf dem Haupt wird er eine seltsame Rolle spielen, da er selbst vor den Verfolgungen der lächerlichen Lucinde, die ihn mit ihrer Liebe beglückte, eine wahrhaft lächerliche Angst empfand. Alle Reformatoren waren Männer, eiserne Männer, Gregor der Siebente und wie sie alle heißen, diesem sanftmüthigen Bonaventura ist die Kirche zu stark.

Wenn man es unternimmt, eine so massenhafte Verwicklung der Fäden und Intriguen einzuleiten, so muß man auch im Stande sein, sie zu beherrschen; reißt der Faden fortwährend ab und muß fortwährend von Neuem angeknüpft werden, so hört die Geduld auf.

Ich habe schon mehrfach Gelegenheit gehabt, mich über Guckows dichterische Individualität auszusprechen, und da manche Dinge nicht wohl auf zwei verschiedene Weisen ausgedrückt werden können, so möge man mich entschuldigen, wenn ich mich hier einmal wiederhole.

Man tadelt den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft, daß er, vielleicht ohne es zu wollen, den Glauben an die Seele untergräbt, den Glauben an jene individuelle Lebenskraft, die, uns allen bekannt, obgleich uns allen wunderbar, aus innerer Naturbestimmtheit heraus der äußeren Naturbestimmtheit widersteht, bald sie bezwingt, bald ihr unterliegt, und so ihr eigenes Schicksal ist. Indes ist diese Doctrin, weil sie vom Gefühl wie von der Wahrnehmung leicht widerlegt wird, viel weniger schädlich, als jene mißbräuchlich sogenannte Dichtung, die uns seelenlose Gestalten vorführt und uns daran gewöhnt. Der Glaube an die Freiheit ist mit dem Bewußtsein der innern Naturbestimmtheit der Seele, die sich nicht in bloße sinnliche Eindrücke, in bloße Empfindungen zerbröckeln läßt, unzertrennlich verbunden: nur die Seele kann sich frei nennen, die ihrer eigenen Nothwendigkeit folgt. Dichter mit Talent aber ohne schöpferische Kraft sind nie im Stande, das Bild einer solchen Seele hervorzubringen, sie sind nie im Stande eine wahre Leidenschaft zu schildern, denn auch die Leidenschaft, die alle mitwirkenden Umstände überfluthet, ist ein Ausfluß jener dämonischen Kraft, die zu verherrlichen von Alters her als die hohe Aufgabe der Tragödie angesehen wurde. Jene Dichter, die, unfähig den Kern des Wesens zu erfassen, alles, was geschieht, aus zufälligen Umständen, Eindrücken und Erregungen herleiten, verfallen eben deshalb in

ihren Werken nothwendig in Unsitlichkeit; denn Unsitlichkeit ist nichts Anderes, als der Atomismus des Willens. Nicht etwa, daß solche Dichter darauf ausgehen, die Sittlichkeit durch ihre Schöpfungen zu untergraben, im Gegentheil haben sie oft die beste Absicht, tugendhafte Menschen zu schildern, aber weil ihnen der Kern der schöpferischen Kraft abgeht, werden meistens daraus Figuren, die, wie Kogebue's Gulatia, im entscheidenden Augenblick sagen: „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte.“ Man hat in jedem Augenblick die Empfindung, daß sie eben so gut das Gegentheil von dem thun könnten, was sie wirklich thun. Es ist in ihnen, wie gesagt, keine Seele, sie tragen kein Gesetz der inneren Nothwendigkeit in sich.

Was Gukow von den übrigen Poeten dieser Art unterscheidet, ist, daß seine Bildung und sein Scharfsinn so weit geht, ihm auf Augenblicke die Erbärmlichkeit seines Helden klar zu machen; in solchen Augenblicken nimmt er den Anschein eines Satirikers an, den er aber in der nächsten Stunde über neuen Eindrücken, neuen Empfindungen wieder vergißt. Solche Züge finden sich auch in dem „Zauberer von Rom“ mehrfach, und Figuren, wie Schlurf und Strohmer in den „Rittern vom Geist“, in denen sich wirklich einige brillante Einfälle finden, sehen ganz aus wie eine Satire auf seine eigenen Schöpfungen; aber sobald er sich zusammenrafft, um einen tüchtigen Menschen zu schildern, wird wieder ein Schlurf oder Strohmer daraus, nur in anderem Costüm.

Wer nicht von innerer Nothwendigkeit ausgeht, verfällt dem Zwang der äußeren Umstände, d. h. dem Atomismus, und man wird an den vierten König in Goethe's Märchen erinnert, der, sobald ihm die Irrelichter die Goldadern auslaugen, in einen lächerlichen und unförmlichen Klumpen zusammenfällt. Eine solche Gemüthsstimmung ist auch der wahren Satire nicht mächtig, denn auch diese verlangt ein festes Maß der Seele, das man auch im Uebermuth nicht aus den Augen setzt. Gukow, in seinem innersten Wesen ein Unempfinder, bemüht sich durchweg, sich selber in Rührung zu sprechen. Er lauscht gewissermaßen mit Behagen dem Klang seiner Worte. Nun wird er aber gleichzeitig von unzähligen sich widersprechenden Gedanken und Empfindungen heimgesucht, und da er keinem derselben Widerstand zu leisten vermag, widersährt ihm fast durchweg, daß er das Ungehörigste in den Vordergrund schiebt, daß seine Rührung plötzlich in blasirte oder gar in faunische Stimmung überspringt, und daß seine Satire in schwächlicher, empfindsamer Rührung verklingt.

Julian Schmidt.